

Auf der Wolga. Unter dem strahlenden Sternenhimmel. Die Wellen schlagen an das Boot, wir gewinnen die Breite des Stromes, die Sandbank liegt hinter uns. Leuchtfeuer blinken auf. Dann geht es in voller Fahrt stromaufwärts. Mit schneidender Schärfe fegt der Steppenwind über das Deck. Ueber Steuerbord glitzert noch der Orion, die Milchstraße, aber es huschen schon einige Schneeflocken über das Gesicht. Bald wird es schneien.

Der Kommandant des Bootes schickt uns nach der vorderen Kajüte. Dort ist es stickig warm. Wir sind in dem kleinen Raum zu acht. Es gibt heißes Wasser. Wir hocken da und starren vor uns hin. Die Oellampe leuchtet trübe durch den Dunst. Auf den beiden Schlafbänken an den Seitenwänden liegen Bündel Lumpen. Wir haben noch Brot mitgebracht und fangen an zu essen. Da bewegt sich das eine Bündel. Es ist der eine Maschinist, der hier schläft; er schaut verwundert auf. Aber neben ihm rührt sich noch etwas, wimmert. Ein kleiner Junge von vielleicht 5 Jahren richtet sich hoch und starrt auf das Brot. Das Gesicht ist ganz verfallen, die Stirn beult sich und hängt vorn über. Wie ein Greis sieht der Junge aus, die Augen blinzeln träge. Wir geben ihm eine Scheibe Brot, und er verschlingt sie, ohne zu kauen. Jetzt hat sich auch der Maschinist erhoben und langt bei uns zu. Der Junge schlingt, ohne die Augen vom Tisch zu wenden. Der Maschinist erzählt, er habe das Kind oben in Holsk aufgelesen. Es ist gleich so zutraulich ihm nachgelaufen, daß ers bei sich gehalten hat. Es geht nicht mehr von seine Seite. Er weiß nicht, woher es stammt. Das Kind nennt seinen Namen nicht, weiß nicht mehr, wo es gewohnt hat. Er sieht es an und streichelt ihm über den kleinen Kopf. Das Kind schlingt und schlingt. Dann legt es sich wieder um. Der Mann seufzt. Wir haben bloß selbst nichts, klagt er. Seit 2 Monaten ist es nicht von Bord gekommen. Immer unterwegs, rauf und runter die Wolga. Es gibt so wenig Brot für die Arbeiter und auch kein Geld. Die Regierung hat nichts — er zuckt müde die Achseln. Sein Gesicht ist schrecklich eingefallen, die Augen liegen in großen Höhlen. Mit zitternden Fingern hält er die dargereichte Zigarette. Dann legt er sich auch wieder um, seine Wache ist nicht mehr fern, und der Schlaf ist noch das einzige, was ihn über die Zeit hilft. Wir hören von ihm, daß es den anderen und dem Kommandanten nicht viel anders geht. Das bißchen Brot ist bald aufgeteilt. Wir hören wieder auf das schwerer werdende Stampfen des Motors, auf die Wellen, die hart von unten anschlagen. Unsere russischen Begleiter wollen uns einen Gefallen tun. Sie summen das Wolga-Lied vor sich hin, sie möchten singen, aber der Oeldunst verschlägt die Stimme. Es hat einen etwas leiernden Rhythmus, dieses Nationallied von der Wolga, der Ernährerin Rußlands. Es wirkt mehr wie ein etwas sentimentales deutsches Lied. Die deutschen Kolonisten singen es mit dem Refrain: An der Wolga will ich bleiben, an der Wolga will ich sein. Aber die Sentimentalität ist himmelweit verflogen. Es ist ein grausiger Hohn und bald wird es wieder ganz still.

Die Stunden vergehn. Der graue Morgen steigt herauf. Oben an Deck ist es noch bitter kalt. Jetzt kann man die Ufer besser sehen. Auf der Bergseite schieben sich gespenstig die kahlen Hügelreihen mit tiefen Einschnitten, denen die jährlichen Erdrutsche das Aussehen von Felsenklippen verleihen, vorbei. Die senkrechten Abhänge schimmern grau-violett. Auf der anderen Seite dehnt sich ins Graue verschwimmend die Steppe. Kaum sieht man, wo das Land sich vom Wasser trennt. Noch ist das Wasser der Wolga tiefschwarz. Ein großer Dampfer, zweistöckig, wie ein ganzer Häuserblock, strahlend hell erleuchtet, rauscht vorbei. Man unterscheidet keine Men-